

Das Jahr 1979, das Historiker zum Schlüsseljahr erklärten, zu einer Zeitenwende, in der „die Welt von heute begann“.

34 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges schien diese sich in eine multipolare Unübersichtlichkeit hinein zu verlieren. Das Jahr 1979, in dem zwanzig Millionen Westdeutsche die Serie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss“ sahen. Eine erinnerungspolitische Zäsur, ein Politikum, ein Medienereignis, ein breites Gesellschaftsgespräch, das das Land veränderte. 34 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus erschrecken die Deutschen über sich selbst, schien der Panzer der Volksgemeinschaft geknackt, rang eine Tätergesellschaft sich qua Schuldannahme, über zähe Minischritte und durchdebattem Kontinuitätenbruch zu einer Politik der Erinnerung durch, die das Gedenken an die Opfer am Ende für unverbrüchlich erklärte.

Das Gedächtniskonstrukt erwies sich als kompliziert – etwas zwischen Routine, gewollter Verstörung, seriöser Erinnerungsarbeit, Moralistik und Frivolität –, doch der Streit war einer über das Fundament, über ein belastbares Geschichtsbild auf dem Weg hin zu einer erinnerungsbewussten Nation. Ein zeitverzögerter, aber letztlich unabwiesbarer Weg der Aufarbeitung, der weltweit Anerkennung einbrachte. Die Grundannahme: Wer wissen will, wie Demokratie geht, muss nach Deutschland schauen.

Sind 34 Jahre ein eigenes Zeitmaß der Erinnerung? Ist im Gesellschaftsgefüge etwas durchgesintert, das nach außen drängt und – erstmals oder eben noch einmal – besprochen werden muss? Wer erinnert sich an was, warum, wozu, mit welchem Ziel? Wieso scheint dieser Zeithorizont bei der Neubetrachtung von Geschichte offenbar eine Rolle zu spielen? Weil etwas Neues unwiderruflich Teil der kollektiven Erinnerung wird, weil man sich an Vergangenes anders erinnert oder weil unwiderruflich etwas zu verschwinden droht? Löst sich in diesem Augenblick Geschichte ab vom Ereignis, von der Erfahrung und wird zum Bild, zur Imago, zum Kampf konkurrierender Gedächtnisse? Und was an Substanz, an Fundament, an Orientierung muss eine Gesellschaft haben, was muss gesichert sein, damit Erinnerung ein essenzieller Teil individueller und kollektiver Identität wird? Kurzum: Was ist die Differenz zwischen dem geteilten Gedächtnisjahr 1979 und dem vereinten von 2023?

Das Jahr 34 nach dem Revolutionsglück von 1989 und die Konjunkturen der Aufarbeitung: In den Neunzigerjahren waren das die beiden Enquetekommissionen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, die strafrechtlichen Prozesse wegen des DDR-Unrechts, die Untersuchungen über die sowjetischen Speziallager sowie bahnbrechende wissenschaftliche Studien des Historikers wie die von Lutz Niethammer „Der gesäuberte Antifaschismus. Die SED und die roten Kapos von Buchenwald“ und die des Schriftstellers Joachim Walther „Sicherungsbereich Literatur“, der die Verstrickungen der Literaten mit der Staatssicherheit offenlegte. Echte Kärnerarbeit, die den Härteraum einer Diktatur vermaß, Klarheit schaffte und den Diskurs eröffnete.

Nach der Jahrhundertwende dominierten die Flügelskämpfe zwischen denen, die sich an den Extrempunkten des Systems festmachten und rasch zu Kalten Kriegern erklärt wurden, und denen, die die Alltagsgeschichte der Diktatur und die Grautöne gewürdigt wissen wollten. Man kannte sich, die Szene war klein, man würde schon irgendwie aneinander vorbeikommen. Man kam aneinander vorbei, bis in den 2010er-Jahren das große Thema Transformation auf den Plan trat. Transformation war auf einmal alles, insbesondere die Möglichkeit, nicht mehr über die zweite deutsche Diktatur nachdenken zu müssen. Sie war eh zu piefig, zu grau, hatte vermeintlich zu wenig Schuldynamik und kam dann doch irgendwie zu kompliziert daher. Vielleicht war die DDR eine Diktatur zu viel, vielleicht hatte man es sich leichter vorgestellt, vielleicht brauchte das wiedervereinte Land sein Sommermärchen, vielleicht machten Ost und West nach 1989 miteinander die Erfahrung, dass hinter den Wörtern einer gemeinsamen Sprache völlig andere Erfahrungen hausten. Und dann? Was machen damit?

Im Nachhinein bleibt auffällig, wie viel in Sachen DDR-Diktatur substanzvoll ungeklärt geblieben ist, wie wenig gesichertes Referenzsystem es nach wie vor gibt, wie wenig Klarheit in den Begriffen, wie wenig Forschung die Gesellschaft im Kern erreichte, wie wenig die von der Union der Opferverbände angegebene drei Millionen DDR-Unrechtsoffer das politische Bewusstsein des wiedervereinten Deutschlands beschäftigen mussten. Sicher, es gab ein paar Ost-Highlights: Erich Mielke, Angela Merkel, Katarina Witt, Joachim Gauck. Doch ansonsten?

Der Flüchtlingsommer 2015 und der viel erörterte Rechtsruck in Ostdeutschland. Eine Zäsur auch im Gedächtnisdiskurs. Ab da drehten sich die Aufarbeitungsschritte merklich rückwärts. Was in 25 Jahren durch Strafrechtsprozesse, Quellen und Forschung als historische Wahrheit anerkannt worden war, was analysiert, kontrovers diskutiert und er kämpft wurde, stand zunehmend unter Druck und infrage. Ein Rollback, das vor allem die Opfer zu spüren bekommen. Wie konnte es dazu kommen? Ein Hauptpunkt in dieser Achsenverschiebung dürfte das reorganisierte Altkader-

milieu im Osten gewesen sein. 25 Jahre lang hatte es mit Vehemenz die Möglichkeiten des Systems genutzt, das es bis 1989 strikt bekämpft hatte. Nun war es wohl Zeit, in den Attackenmodus zu wechseln.

Aber um welchen Gedächtnisdiskurs ging es überhaupt? Die westdeutsche Gesellschaft, die nach dem Ende des Kalten Krieges weiterhin intensiv mit der Erinnerung an den Holocaust befasst war, in deren Auseinandersetzung sich aber nach und nach etwas Neues geschoben hatte: der Kriegskinder-Diskurs. Ein gedächtnispolitisches Skript, das die deutsche Zivilbevölkerung um 1945 als Opfergemeinschaft zeichnete. Um dieses eine mäandrierende Flut an Erinnerungsliteratur, an Traumaforschung, an Fachtagungen, interdisziplinären Fortbildungen, regionalen Selbsthilfegruppen, die im Westen des Landes eine mehrgenerationelle Erinnerungsgemeinschaft entstehen ließ. Nach dem Beschweigen der Vergangenheit bis 1979 erfolgte darüber eine Netzwerkbildung des Schmerzes, die sich europäisierte und den Schuldkomplex der Deutschen auf vielschrittige Weise integrierte.

Ostlich der Elbe wurde stattdessen gleichzeitig und mitten in der überhitzten Flüchtlingsdebatte von 2015 das vergiftete Narrativ von den abgehängten, gedemütigten, übernommenen Ostdeutschen aus der Taufe gehoben. Man stand an irgendeinem Morgen auf, machte das Radio an und schwups – erfuhr man sich schon als abgehängt oder eben kolonisiert. Ein Konstrukt, das gleich einer rollenden Kugel in abschüssigem Gelände unterwegs war, gehörig Fahrt aufnahm, immer vernehmbarer und raumgreifender wurde. Transformation, so das offenbar anschlussfähige Selbstbehauptungsnarrativ, war was mit „bösem Westen“ und „ausgebootetem Osten“. Irgendwann hatte sich die rollende Gedächtniskugel in all ihren Vexierbildern zur offensiven und zugleich stabilisierenden Kennmarke im neuen Ostdeutschland durchgesetzt. Ist sie im Jahr 34 nach 1989 nun auf ihrem Höhepunkt angekommen?

Ende Februar 2023 erschien dazu das Debattenbuch des 1967 im thüringischen Gotha geborenen und in Jena und den USA ausgebildeten Germanisten Dirk Oschmann, heute Professor in Leipzig, mit dem Titel „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“. In ihm wird der Osten zum „Geschwür am Körper des Westens, das ihm dauerhaft Schmerzen bereitet und das er nicht wieder los wird“. „Der öffentliche Raum ist als ökonomischer, medialer und diskursiver Raum nicht nur komplett in westdeutscher Hand, sondern normalerweise auch vollständig von westdeutschen Perspektiven beherrscht.“ Noch dazu hat der Osten eine „30-jährige Geschichte individueller und kollektiver Diffamierung, Diskreditierung, Verhöhnung und eiskalter Ausbootung“ hinter sich.

Anfang Mai ging dann das Buch der 1984 im brandenburgischen Guben geborenen Historikerin Katja Hoyer „Diesseits der Mauer. Eine neue Geschichte der DDR“ an den Start. Hoyer hatte in Jena Geschichte studiert, forscht heute am King's College in London und arbeitet für die BBC und die „Washington Post“. Der Grundtenor ihres Buches: „Geschichte wird von Siegern geschrieben, auch die der DDR.“ Der Text kommt ohne jede Archivrecherche aus, zaubert aus den Veröffentlichungen anderer ein furchtbar zusammenbuchstabiertes Patchwork herbei, wird hauptsächlich vom Syndrom böser Westen versus utopischer Osten beatmet und wartet mit der Empfehlung auf, endlich die „deutsche Obsession der Vergangenheitsbewältigung abzuschütteln“.

Zwei Ostdeutsche, zwei wissenschaftliche Karrieren, zwei Furore machende Debattenbücher. Die Veröffentlichungen haben gemeinsam, dass beide einen durch den englischsprachigen Raum geweiteten Außenblick auf die deutsche Debatte werfen wollen und damit den Vorzug insinuieren, die ausgetretenen Pfade der Aufarbeitung zu unterlaufen. Warum nicht? Gemeinsam ist den beiden Büchern auch ihre außerordentliche Resonanz. Mit Erscheinen schnellten sie sofort auf den Bestsellerlisten nach oben und halten sich da. Zwei Bücher, viel Streit, ein Symptom? Und was noch? Was zunächst einmal auffällt, ist der unverhohlene Revisionskurs beider Texte, durch den die DDR als utopische Ideenkapsel gleichsam revitalisiert aufsteht. Dabei würden sich sowohl Katja Hoyer als auch Dirk Oschmann strikt vor jeder DDR-Apologie verwehren. Für das politische System mag das stimmen, für das Gedankengebäude DDR stimmt es nicht. Auffällig, wie unsortiert beide in dieser Frage bleiben, wie ungebrochen das instrumentelle Ideologiefundament der DDR in den Texten weiterleben darf, ja verharmlost wird und wie defizitär der aktuelle Stand der Aufarbeitung Eingang in beide Bücher gefunden hat. Das ist durch zahlreiche Rezensionen hinlänglich belegt.

Der Punkt ist ein anderer. Der Historiker Wolfgang Schivelbusch hat in seinem Standardwerk „Die Kultur der Niederlage“ kollektive Gedächtnisstrategien nach Niederlagen untersucht und ist dabei auf psychodynamische Verarbeitungsmodelle gestoßen. Nach dem konkreten Ereignis, so hielt er fest, stattet sich die Niederlagenphilosophie mit einem Arsenal an Phantasmen und Umdeutungen, Selbstaufbauungen und Mythenbildungen aus und baue sich eine Ersatzwelt, um sich resistent gegen das Unabänderliche, aber auch gegen neuerliche Enttäuschungen zu machen. Die Niederlagenphiloso-

Deutschlands neues Leben?

Noch immer halten die DDR-Kriegskinder das Binnenkollektiv Ost in ihrem Bann. Die jüngeren Generationen kreieren eine nach außen verlagerte Entlastungserzählung und versuchen, den Westen zum großen Buhmann zu machen.

Von Ines Geipel



phie bestehe laut Schivelbusch aus einer Art „citadelles sentimentales“.

Was hat das mit den beiden Büchern zu tun? Nach nunmehr 34 Jahren glücklicher Revolution dürfte immerhin klar geworden sein: Wir sind ein vereinigtes Land. Und außerdem: Das wird so bleiben. Im Hinblick auf diese Tatsache ist aber offenbar etwas unerlöst geblieben. Ein, wie es scheint, nicht zu vernachlässigender Rest, den die Gedächtnisexpertin Aleida Assmann „die destruktive Energie der Erinnerung“ nennt. Damit meint sie eine Asymmetrie des Erinnerns, die so lange Bestand hat, bis zwischen divergierenden Positionen ein Ausgleich gefunden worden ist.

Man einigem guten Willen kann man die beiden Bücher insofern auch als Gedächtnisstrategien des Ausgleichs lesen. Ein ostdeutscher Kriegsenkel und eine ostdeutsche Kriegsurenkelin, mit globalem Bildungsprogramm und entsprechend weltläufigem Vokabular ausgestattet, setzen auf Umschreibung, Mythenbildung und Selbstaufbauung, um der im Osten verbliebenen Großeltern- und Elterngeneration ein Drehbuch zu offerieren, das die „schmerzhafteste Erinnerung der Niederlage“ überwinden hilft. Der Druck auf die Folgegenerationen im Osten ist immens, da unbewusst klar ist, dass auch noch so viele euphemistische Angebote das Dilemma der Diktaturgenerationen nicht werden auflösen können.

Für die Generation der Kriegskinder wird dieses Patt zu einer Geschichte ohne Abschied. Anders als der Generation im Westen wird es im Osten nicht möglich sein, sich auf die Siegerseite hinüberzuerzählen, da diese Generation schlicht zu viel Geschichte in den Knochen hat. Zu viel heißt: Hitler als auch Stalin. Sie war drin in der Mühle, in der doppelten Gefühls- wie auch Schuldcodierung, und

das mehr als ein halbes Jahrhundert lang. Schweigt diese Generation, schweigt sie doppelt. Sagt sie Nein, dann doppelt Nein. Ihr unaufgearbeiteter Holocaust im Osten und die unaufgearbeitete DDR-Diktatur sind eine Hypothek. Es ist längst nicht mehr nur ihre. Ein erraticer Gesichtsblick, der verkannt unter aller politischen Realität des Ostens liegt. Permanent entzündlich, unbeweglich, resistent gegen alle Debatten. Er ist ihr Vergessenraum, ihr Bannraum, ihr Kernschatten, das ätzende Bindemittel für die Folgegenerationen.

Die Kriegskinder des Ostens, die am engsten mit dem Auf und Ab der DDR-Entwicklung verbunden waren, weil sie in und mit der DDR Karriere machten. Als die Mauer fiel, waren sie um die 50 und im besten Alter. Vielfach wurden sie ausgetauscht, verloren ihre Arbeit, waren zunächst ohne Orientierung. Dieser Zeitbruch muss sie an ihre Eltern erinnern haben, an die Jahre nach dem Kriegsende. Für diesen Schock hatten sie keine Erzählung, keine haltbare Generationenerzählung. Sie existiert noch immer nicht. Im Herbst 1989 war das nach innen betäubte DDR-Kollektiv, in dem Hitlers Kinder inmitten des Schuldgedrucks der Doppeldiktatur überwintert hatten, über Nacht weg. Schluss, aus, Ende.

Aus dieser Perspektive ist die aktuelle erinnerungspolitische DDR-Konjunktur vor allem eine implizite Erzählung darüber, wie stark die Kriegskinder das Binnenkollektiv Ost nach wie vor prägen, vor allem als Wächter der Familiengedächtnisse, der eigenen Zeitlöcher und einer Welt, in der Täter von damals zu Opfern einer Geschichte umgedeutet werden, in der die realen Opfer nicht mit auch nur einer Zeile vorkommen.

Zwar mittlerweile ohne politische Macht, behaupten sie aufgrund ihrer historisch-traumatischen Unerlöstheit ihre Zitatellen-Existenz. Längst hat sie gravierende transgenerationale Auswirkungen. Die Kriegskinder schieben von hinten. Umso zwingender war es für die jün-

geren Ostdeutschen, eine nach außen verlagerte, starke Entlastungserzählung zu kreieren. Das Naheliegendste war, den Sieger-Westen zum großen Buhmann zu machen. Was heißt das in Richtung Osten gedacht? Glücksscham, Überidentifikation mit den Eltern, verpasster Vatermord, eine starke Unterlassungsmaxime, eine Art Rollentrance?

Auf alle Fälle ist es ein Abwehrphänomen, das sich in diesem Frühjahr mit allem Nachdruck auf die politische Bühne katapultierte. Unter der Überschrift „Lasst die Ostdeutschen ihre Heimat deuten“ beschwor der Chefredakteur der „Schweriner Volkszeitung“ am 9. Mai seine Erinnerungsgemeinschaft, die sich immun gegen jede Kritik aus dem Westen erweisen solle. Ähnlich in „Der Spiegel“, wo Kritik am Hoyer-Buch mit „DDR-Hass“ gleichgesetzt wurde und gar vom „ausgelöschten Staat DDR“ die Rede war. Über beide Bücher haben sich mit Erscheinen kampfstärke mediale Verteidigungslinien aufgebaut. Des Öfteren kommen diese Stimmen aus damals staatsnahen oder belasteten Milieus und waren einst Kinder von Kombinatsschefs, Stasileuten, Waldbesitzern in Thüringen, gehören zum Roten Adel oder in die Rubrik Parteifunktionäre oder Militär. Das wäre ohne Belang, wird aber dann doch relevant, wenn die Loyalitätskonflikte mit den Eltern im öffentlichen Raum ausagiert werden. Warum sonst die Polemik zugunsten der Diktatur, wozu das fast schon hysterische West-Bashing?

Mittlerweile weiß auch die Politik das übersteuerte Erinnerungsfeld Ost für sich zu nutzen. Das Superwahljahr 2024 steht bevor. Mit kritischer Diktaturaufarbeitung, so hat es sich rumgesprochen, ist beim Wahlvolk nicht zu punkten. Am 10. Mai gab der brandenburgische Ministerpräsident Dietmar Woidke dem Berliner „Tagesspiegel“ ein Interview. Der Titel: „Es ist Zeit für ein neues ostdeutsches Selbstbewusstsein“. Das Interview fand statt, kurz nachdem rechtsextreme Vorfälle an einer Schule im Spreewald

öffentlich geworden waren. Nur Tage darauf mussten Berliner Schüler nach rassistischen Attacken unter Polizeischutz aus einem brandenburgischen Ferienlager flüchten. Brandenburgs oberster Verfassungsschützer Jörg Müller erklärte dazu: „Die Räume dessen, was gesagt werden kann, weiten sich.“ Landeschef Dietmar Woidke sagte: „Es ist der AfD mancherorts gelungen, sich zu verankern.“ Mancherorts heißt in Brandenburg aktuell: Die AfD ist mit 25 Prozent stärkste Partei.

Nur Tage nach dem Interview mit Dietmar Woidke fand im Landkreis Oder-Spree, dem sogenannten Tesla-Kreis, eine Landratswahl statt, bei der der erste AfD-Landrat in Deutschland mit knapper Not verhindert werden konnte. Das nur, weil Grüne und Linke bei der Stichwahl für den SPD-Kandidaten geworben hatten. Politische Notprogramme, die im Osten allmählich zur Gewohnheit werden.

Die Realitätsrisse, die neuralgischen Punkte des spezifisch deutschen Kontexts, für den es offenbar keine Lösung gibt. Die neue Heimatdeutung, die ausgeführte Selbstbehauptung des Ostens, der vermeintlich hochnäsiger-ignorante Westen und das historische Inkommensurable. Sind wir auf dem richtigen Weg? Laut der Studie „Demokratievertrauen in Krisenzeiten“ der Friedrich-Ebert-Stiftung vom Ende April 2023 hat sich die Differenz zwischen Ost und West in Sachen Demokratie-Bejahung noch einmal vergrößert und liegt für Ostdeutschland nun bei 34 Prozent, für Westdeutschland bei 52 Prozent. Ein markanter Demokratieschwund Ost, den auch andere Forschungen bestätigen. Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2022 wartete mit dem Befund auf, dass im Hinblick auf rechtsextreme Positionen „die Unterschiede zwischen Ost und West durchgängig signifikant sind“. Im Hinblick auf den Osten spricht sie von einem manifesten „autoritären Syndrom“. Beunruhigend hier vor allem die Werte in der Alterskohorte 14 bis 30 Jahre, jungen Menschen also ohne jede Diktaturerfahrung. Hier bejahen 15,7 Prozent im Osten eine rechte Diktatur, im Westen sind es 2,2 Prozent.

Zahlen, die bekannt sind. Befunde, die über die Jahre höchstens krasser geworden sind. Dabei ist 1993 nicht 2023. Städte wie Dresden, Jena oder Leipzig haben heute eine lebendige Bürgergesellschaft. Doch was rechts ist, findet weiter oft noch im Mancherorts statt, in einem Vielleicht, in einem Irgendwann, in gewachsenen, immer selbstverständlicheren Milieus. Oder es kommt aus dem Westen. Es ist das ideologische Scharnier, das bei Unerträglichkeiten schon zu DDR-Zeiten gehandhabt wurde. Sie wurden über die Mauer geworfen.

Vielleicht gibt es einen Ursprung, das Gefühl einer Identität, von dem sich der Osten her schreibt. Vielleicht erzählen die Gedichte von Edeltraud Eckert davon, die Tagebücher von Erich Loest, die „Wunderbaren Jahre“ von Reiner Kunze, die Kriegsgedichte von Inge Müller, das „Echolot“ von Walter Kempowski, „Die Zelle“ von Horst Bienek. Was historische Wahrheit und die Akkuratess der Brutalität der ostdeutschen Diktatur angeht, ist alles beschrieben, öffentlich, lesbar, in der Sache nicht verhandelbar. Drei Millionen Unrechtsoffer der DDR sind drei Millionen Schicksale, die durch die Erzählungen Oschmanns und Hoyers ausgelöscht werden.

Das Jahr 1979 und die Holocaust-Serie, die in der Bundesrepublik eine ethische Wende möglich machte. Eine Tätergesellschaft war bereit, in den Spiegel zu schauen. Ein Blickwechsel, der im Politischen, im Selbstverständnis der Gesellschaft, aber auch im Privaten zum Kippunkt wurde. 34 Jahre nach 1989 gibt es keine US-amerikanische Film-Serie, die dem Land die Gefühlsfenster öffnete. Wir leben in einer komplett anderen medialen Welt. Die Aufarbeitung der doppelten Diktaturgeschichte im Osten ist umkämpft wie nie und wird im selben Atemzug zunehmend verharmlost, verwischt und gezielt unklar gemacht, was eine „Anästhesierung des moralischen Gefühls“, wie Aleida Assmann es nennt, begünstigt.

Die deutsch-deutsche Frage aber steht nicht isoliert im Raum. Die politische Mitte Europas hat sich durch Putins Krieg gegen die Ukraine deutlich nach Osten verschoben. Diese neue Tektonik hat in Deutschland eher zu einer Art Konservatismus, zur Besitzstandswahrung alter Gedankenordnungen und zu einem gedächtnispolitischen gordischen Knoten geführt. Es gilt nicht als ausgemacht, dass eine gemeinsame Erinnerungserzählung von Ost und West auf den Weg gebracht werden kann. Sie wäre aber die Voraussetzung, um Europa nach vorn zu denken.

Ines Geipel ist Schriftstellerin. Sie lebt in Berlin und Zürich.

Moritz Götzke, Der Blumendieb, 2020, Emailmalerei auf Stahl © Courtesy Galerie Rothamel / VG Bild-Kunst, Bonn 2023



„Facetten der Gegenwart“ 52 F.A.Z.-Essays aus dem Epochenjahr 2022 Herausgegeben von Daniel Deckers Brill / Schöningh Verlag, Paderborn 2023. 528 S., geb., 34,90 €.